

Kilian [Schluss]

Autor(en): **Schenk, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 16

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Städte lauteten. Da die Franzosen unrechtmäßige Inhaber und mit den Schuldnern verfeindet waren, hätten sie die meisten Titel nicht zur Einlösung bringen können. Dem ehrlichen und zugleich geriebenen Politiker Jenner gelang es, nach unendlich Mühen und mühsamen Verhandlungen und mit Hilfe von Be-

stechungs- und Lösegeldern im Betrage von 5 Millionen die Titel für Bern zu retten. Für Bern — es war nämlich nicht leicht, sie auch nicht in die Hände des helvetischen Direktoriums fallen zu lassen, zwischen Feind und Freund also heil durchzukommen und beide bei Gelegenheit zu benutzen.

(Fortsetzung folgt)

Kilian

Eine Geschichte aus einer andern Zeit von Paul Schenk.

(Schluß)

Und Kilian wußte nun, daß Johannes selbst ein Mensch der andern Welt war.

So wurde Kilian zwischen seiner Mutter und dem Freunde ein glücklicher Mensch.

Einmal hatte Kilian einen sonderbaren Traum:

Vor ihm stand ein Mädchen. Es schien ihm, er müsse das Gesicht kennen. — Umrahmt von dunklem Haar, das in der Mitte gescheitelt war wie dasjenige seiner Mutter, glich das Gesicht einem alten Marienbilde. Kilian hatte es einmal in einer Ausstellung bewundert. — Die Augen sahen halb zu Boden, umspielt von zwei seltsamen Schatten. Der Blick hob sich und ruhte auf Kilians Augen. So sah ihn die Mutter immer an, wenn er heimkam. Dann strahlten ihre Augen, und es schien, all ihre Herzengüte fliehe aus ihren Blicken, all ihre Liebe stege in der feinen Hand, die durch sein Haar glitt. So kam ihm auch das Mädchen im Traume vor. Der schöne Mund hatte einen undefinierbaren Ausdruck zwischen Lächeln und Traurigkeit, der in sich das Geheimnis von großer Liebe und überwundenen Schmerzen birgt. Kilian wollte nach dem Mädchen greifen — da stand seiner Mutter Bild deutlich vor ihm . . .

Dieser Traum wurde zu Kilians großer Sehnsucht.

Dem Mädchen gab er keinen Namen.

Von dem Tage an war sein Leben Suchen. Oft glaubte er sich am Ziel; und manches Mal fand er sich getäuscht. Und sein Leben war neues Suchen.

Einmal, es war im Winter, an einem Vorfesttage, eilte Kilian zur Bahn. Die Straßen glichen einem Ameisenhaufen. Die ganze Stadt spürte das kommende Fest und war mit Nervosität geladen. Da kam plötzlich Kilian ein Mädchen entgegen. Aus dem Gedränge erkannte er das Gesicht. Und wie das Mädchen an ihm vorbeiging, lächelte es. Kilian war so benommen, daß er vergaß, sich umzudrehen. Jetzt wußte er, daß das Bild seiner Vorstellung wirklich lebte. Das machte ihn so froh, daß er ein Liedlein vor sich hersummte, und viele ihm verwundert nachsahen.

Dieses Erlebnis erzählte Kilian seiner Mutter. Jetzt wollte er das Mädchen weiterhin suchen. In der ganzen Stadt wollte er suchen und nicht müde werden. Die Mutter riet ihm davon ab. Sie setzte sich neben ihn und sprach: „Ach, du großer Junge, das mußt du nicht tun. Weißt du, daß das dein Glück ist. Glückhafte Menschen sind die Träger des Glücks. Wenn dich dein Schicksal zu einem solchen bestimmt, dann darfst du dem Glück nicht nachlaufen, noch es suchen. Du mußt ihm vertrauen wie deinem Schicksal. Man muß warten können, warten und nochmals warten. Das Glück kommt zu uns ungerufen wie Lieb' und Freud, wie Schmerz und Pein. Eines Tages ist es da, groß und prächtig, und du nimmst es voller Freude in deine Arme, und dann wird das Glück auch immer bei dir sein. — Dieser Tag wird dich von mir lösen, du wirst weggehen, wirst mich überwunden haben. Ich werde einsam mich fühlen und stolz zugleich, stolz deine Mutter zu sein, mein Glück in deinen Händen zu wissen. Meine Trauer wird meine Freude um dein Glück sein.“

Ein langer Winter hatte von der Stadt Abschied genommen, sich in die Berge zurückgezogen. Die ersten Amseln sangen. Draußen vor der Stadt arbeitete der Bauer auf dem Feld. Warme Frühlingssonne lag auf erwachenden Fluren. An einem

Morgen sang eine Amsel auf dem Nachbarhause, als Kilian aus dem Haustor trat. — Da stand vor dem Gartentore das Mädchen, dem er letzten Winter begegnet war.

„Jetzt ist die Zeit gekommen, da ich zu dir kommen muß“, sagte freudig das Mädchen und streckte voller Freude zum Grusse Kilian seine beiden Hände entgegen. Er ergriff sie, sah dem Mädchen in die Augen, darin er sein Spiegelbild wie in einem klaren Wasser sah.

„Hast du gehört von einer andern Zeit, in einer andern Welt?“ fragte Kilian.

Und das Mädchen erklärte, davon zu wissen und bereit zu sein, mit ihm in diese Welt zu ziehen.

Beide gingen den Feldern zu . . .

Von diesem Morgen an ging der innere Kilian nicht mehr ins Büro. Ein Angestellter kam die Zeit abfügen. Mein Kilian aber, der blieb nun fern.

Dieser Kilian zog mit seinem Mädchen durch eine andere Welt. Da war keine Zeit. Diese andere Welt kannte weder Neid, noch Haß, noch Krieg. Sie kannte nur das harmonische Klingen der Menschenseelen; sie kannte nur die selbstlose Aufopferung. Täglich erstand am Himmel feurigrot das Symbol der Menschen jener Welt. Das Rad der Sonne, der Inbegriff alles Göttlichen, das abends, westlich niederfinfend neuen Mut zum Leben gab und größeres Glück verhieß.

In dieser Welt führte der Weg durch wogende, goldene vorbei. Auf umgepflügtem Erdreich glänzte die Sonne. Und die Äcker waren anzusehen, wie wogendes silbriges Meer. Die Luft roch nach feuchter Erde. Der pflügende Bauer trat sachte Schritt für Schritt hinter seinem Pfluge, um ja die heilige Erde nicht zu treten. Von seiner Stirne tropfte der salzige Schweiß in die offenen Furchen. —

Das war der Kampf ums Brot, ums Sein.

In dieser Welt führte der Weg durch wogende, goldene Felder. Brall und voll waren die Ähren und neigten zur Erde sich. Bunte Blumen leuchteten aus dem dunklen Gelb der Äcker.

Das war der Preis der schaffenden Hand.

Weiter führten die Pfade durch dunklen Tann über sanfte Hügel, nach den fernen Bergen, die mächtig zum Himmel ragten. Felsenburgen, die im Abendschein weithin übers Land gleiften. In diesen Bergen waren die Wege nicht mehr. Diese Berge verlangten Zähigkeit und Mut. Da segelte hoch über den Gipfeln der Adler, das Sinnbild der Freiheit.

Das war der beiden höchstes Ziel.

Und als das Mädchen Kilian einmal die Frage stellte, ob denn diese Welt auch göttlich sei, hielt er ihr seine Hand hin, spielte mit den Fingern und sagte: „Sieh her, auch das ist von Gott, und alles in und um uns ist der Gott dieser andern Welt. Er spricht zu dir aus der wunderschönsten Blume, aus dem häßlichsten Käfer.“

Der Morgen ist kalt novembereblig. Alle sind schlecht gelaunt. Kilian aber ist guter Dinge und singt vor sich hin. Da werden die Kollegen auf einmal aufmerksam. Jahrelang sind sie an ihm achtlos vorbeigegangen. Und nun sehen sie, wie jung und unbeschwert ihr Kollege noch ist, so jung wie am Anfang.

Erschrocken streicht der Buchhalter seinen Bart. In seinem Halbe steigt etwas auf, und das Etwas macht ihn wütend.

„Das ist die Höhe! Was erlauben Sie sich, Sie — Sie Jüngling?“ wird Kilian angefaucht.

„Als ob hier ein Platz für Träumer und Gaukler wäre“, sekundiert der Korrespondent.

Der Reisende ärgert sich im stillen und schadet seiner Gesundheit.

Aber was macht sich Kilian schon aus diesen Worten, die voll Verachtung und voll gelben Neides sind? Er weiß, er hat kein Sparheft, das den Ausweis über eine zusammengerackerte Summe erbringt. Er hat keine Aktien oder Obligationen, die dem Inhaber unverdiente Gewinne einbringen.

Im Büro hatte keiner Kilians eigentlichen Abschied bemerkt.

Der Buchhalter tippte starre Zahlen auf die Konten. Diese Konten waren seine Welt, und die schön untereinander gestellten Zahlenreihen seine Begriffe. Seine Gedanken waren Zahlen, seine Worte ebenfalls Zahlen, und all sein Tun und Lassen war in Zahlen gekleidet. — Abends legte er sich müde zu Bett und fühlte lange noch ein Zucken in seinen Fingern, als ob er auf der Maschine schriebe. —

Der Korrespondent klapperte abgedroschene Phrasen auf die Briefbogen, weil er es als Unfinn ansah, neue, frische Sätze zu

finden. — Abends ging er kugeln.

Der frischgebackene Angestellte war fleißig und gerissen im Handeln und rückte zum Reisenden vor. Er verkaufte gut. — Nach Feierabend hockte er an einem Stammtisch, hoffend, auch dort noch einige Aufträge ergattern zu können.

So hatte ein jeder mit sich selbst zu tun. Keiner fand Zeit, nach dem andern zu sehen. Es vergingen viele Jahre. In dieser Zeit wanderte Kilian in der andern Welt, manches, manches Jahr. Viele Sommer und viele Winter lang war er abwesend. Lenze zogen ins Land und heftige Herbststürme warfen Blumentöpfe von den Fensterbänken.

Der Buchhalter hatte längst einen weißen Bart vorgehängt. Seine Zahlen standen fester, steifer und kälter als je zuvor.

Der Korrespondent klopfte immer noch die alten Wiße auf weiße Bogen. Aber diese Wiße waren älter als ehedem; denn unterdessen stand die Zeit nicht still. Der Reisende war zu einem runden Bäuchlein gekommen, darum machte ihm das Gehen Mühe. So fuhr er denn im Wagen den Kunden nach.

Da erscheint eines Tages unser Kilian, der ganze Kilian. Es scheint, die Welt sei an ihm vorbeigegangen, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Am Montag fing die Schule an . . .

Erstkläßler — Pappeträhler; Zweitkläßler — Nun, was hat es mit den Zweitkläßlern auf sich? Ich weiß nicht mehr, wie das Sprüchlein weitergeht; aber ich will ja von den Erstkläßlern, und nicht von Zweit- und Drittkläßlern sprechen.

Einen hoffnungsvolleren Spruch habe ich am ersten Tag meines ersten Schuljahres gelernt, Er lautete:

Sogar es Schnäggl chunnt vorah,
wenn's so flüßig schnagget als es cha.

Ich erinnere mich dessen, als wäre es gestern gewesen, obwohl ich seither ziemlich weit vorangetrocken bin. Ich habe auch noch andere Erinnerungen an das erste Schuljahr; eine durchdringende ist das Meerrohrsstöcklein, mit dem man zu jener Zeit noch auf die Finger bekommen konnte. Ja, daran erinnere ich mich sogar noch sehr deutlich, wie wir untereinander jeweils unsere Erfahrungen darüber austauschten, auf welche Weise ein solcher Hieb am wenigsten schmerzhaft sei: Wie die Hand hinzuhalten sei, ob sie zu befeuchten oder einzuölen sei, und was dieser Fragen mehr waren.

Und dann erinnere ich mich auch noch an meine Lehrerin. Ich sehe sie noch hin und wieder, sie kennt mich zwar nicht mehr. Aber ich kenne sie — kenne sie, wie ich alle meine Mitschülerinnen und Mitschüler der ersten Klasse noch kenne, wenn sie mir jetzt, „zwanzig Jahre nachher“, hin und wieder begegnen. Da ist eine solche ehemalige Mitschülerin, die war zu jener Zeit blond; sie ist das zwar auch jetzt hin und wieder, aber ich kenne sie auch, wenn sie einmal schwarze oder rote Haare hat. Schon oft habe ich mich gefragt, woher das kommen möge, daß uns die Bekanntschaften jener Jahre für unser ganzes Leben „nachlaufen“ und in Erinnerung bleiben.

Die Kinderpsychologie hat darauf die Antwort, daß es überhaupt so sei, daß in den ersten acht Lebensjahren die Grundlage zu allem was folgt gelegt werde, daß die Erlebnisse und Erfahrungen dieser Zeit für unser ganzes Leben wegleitend seien. Warum dem so sei, ist eine Frage, die „über unsern Horizont geht“. Nach dem ersten Lebensjahr, in dem das Kind noch ziemlich hilflos ist, bringen die nächsten zwei Jahre als

auffallendste Fortschritte die Entwicklung des Denkens und der Sprache. Im übrigen pflegt man diese Altersstufe vom zweiten bis zum vierten Lebensjahr als das sogenannte Trohalter zu bezeichnen, weil das Kind in dieser Zeit seiner Umgebung meistens ablehnend gegenübersteht — ja, *st e h t*, denn soweit ist es nun auch schon. In den folgenden drei, vier Jahren erwächst das Kind langsam seiner spielerischen Einstellung zu seiner Umwelt; es wird fähig, selbstgefehte oder von andern gewählte Pflichten und Aufgaben zu erfüllen — es wird schulfähig.

Den meisten Kindern macht es Spaß, wenn sie zur Schule kommen; das ist jedenfalls bei den gewedteren so, die mit dem vorangegangenen Lebensabschnitt gut fertig geworden sind. Weniger zufrieden sind oft die Eltern mit dieser Entwicklung der Dinge. Sie, die bisher die Alleinherrschaft ausübten in ihrem Erziehungsbereich, sie müssen es nun dulden, daß andere Mächte dorthineingreifen. Dieser Eingriff in unsere Erziehungsordnung kann sich unter Umständen außerordentlich schädlich auswirken. Er wird dagegen von Nutzen sein, wenn sich die Eltern zu den Forderungen der Schule richtig einzustellen wissen.

Denn die Erziehung zu Hause ist oft sehr lückenhaft und vom Zufall diktiert, während die Schule planmäßig vorgeht und als geschichtlich gewordene Gestaltung eine Wirksamkeit entfaltet, die nicht so sehr von den Fähigkeiten des einzelnen Lehrers abhängt. Daß jedoch die Familienerziehung der Schulerziehung vorangeht und voransteht, das kann bei aller Achtung vor den Leistungen der Schule nicht außer acht gelassen werden. „Das Hausregiment“, hat schon Luther gesagt, „ist das erste, von dem alle Regimenter und Herrschaften ihren Ursprung nehmen. Ist diese Wurzel nicht gut, so kann weder Stamm noch gute Frucht folgen.“ Am schlimmsten aber ist es wohl, wenn Haus und Schule getrennt marschieren und vereint — schlagen.

Am Montag hat die Schule begonnen, so und sovieler Erstkläßler sind an der Hand ihrer Mütter den Weg gegangen, den sie nun Tag für Tag werden geben müssen. Von diesem Schulweg aber meint das Sprichwort, daß sich einer durch sein ganzes Leben nicht mehr zurechtfinden werde, der sich auf ihm verirrt habe.